

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 9 (1919)
Heft: 31

Artikel: "Die Leute von Seldwyla"
Autor: H.B.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-640339>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

seiner Freunde legte ihm die Hand auf die Schulter. „Marquis! In diesem Aufzug! Wo denken Sie hin?“

Er sah ihn verständnislos an und ruhte nicht, bis er vor der Tür des kleinen Herzogs stand.

Jean Baptiste, der Kammerdiener, lehnte am Pfosten und verbiß Tränen.

„Er ist tot,“ sagte der Marquis.

Es war das erste, was er sprach, und dabei stand er steil aufrecht wie ein präsentierender Soldat. In seinen grauen Augen war eine seltsame, bohrende Starrheit.

Der Diener nickte schluchzend.

„Melde mich,“ herrschte de la Haie. Er sprach so laut, daß die im Flur anwesenden Leute erst recht die Hälse reckten.

Jean Baptiste zögerte noch. Er wußte sich nicht in die Lage zu finden.

Da ging die Tür des Brinzengemachs.

Die Gräfin d'Albon trat heraus. Sie war schwarz gekleidet. Ihr spitzes Gesicht sah aus, als könnte sie mit Worten Bänder zerschneiden. Die eine schmale, gepflegte Hand hoch an die Tür gelegt, als ob sie jemandem den Eingang wehren wolle, sagte sie: „Sie sind zu spät, Herr Marquis de la Haie, Ihre Nähe ist nicht mehr nötig.“

„Ihre Hoheit, die Dauphine“ — versuchte der Marquis einzuwenden.

„Ihre königliche Hoheit haben befohlen,“ antwortete bedeutungsvoll die hagere, große Frau. Dann trat sie ins Gemach zurück.

De la Haie wendete sich um, sein Rücken beugte sich, sein Kopf fiel vornüber, als müßte er sich wieder im Regen ducken.

Da trat Jean Baptiste an ihn heran.

„Seine letzte Frage galt Ihnen, Herr Marquis,“ flüsterte er.

De la Haie gab keine Antwort. Er ging den Weg zurück, den er gekommen war. Sein Schritt war schwer und unsicher. In seinen Augen aber war etwas feucht. Und es war nicht Regen. — — —

Im Zimmer des Herzogs von Burgund saß die Dauphine am Totenbette. Kerzen auf silbernen Kandelabern standen am Boden und streckten ihre dünnen, weißen Wachsstäbe hoch auf, über denen der Flamme tulpenhafte Schönheit schwebte. Neben der Gattin, deren Gesicht in verborgenem Schmerz zuckte, verharrte der fromme Gemahl, die Hände gefaltet, in leisem Gespräch mit dem Beichtvater. Die Dauphine verwandte keinen Blick vom Antlitz des toten Sohnes. Sie grübelte über das nach, was ihn in den letzten Augenblicken seines Lebens beschäftigt haben könnte und was wie ein zur Lösung forderndes Rätsel in seinen elfenbeinbleichen Zügen stand. Sie sah auf die geschlossenen Lider, die durchsichtige, von den schwarzen Lockenringeln noch umrieselte Stirn, auf die knapp und gerade wie ein Schnitt geschlossenen Lippen. Es war, als lebten hinter der Stirn noch Gedanken, die im Verwehen waren, als hielt der Mund ein Wort zurück. Hatte das tapfere Kind einmal



Dora Hauth: Pankraz, der Schmoller.

über sein Geschick klagen wollen? Hatte es im Leben irgend ein Geheimnis verborgen?

Die d'Albon kam herein.

Dauphin und Dauphine wendeten sich ihr zu, denn es hatte eine rauhe Stimme draußen vor der Tür die Feierlichkeit des Gemachs gestört.

„Der Marquis de la Haie,“ flüsterte die Gräfin in dem zischenden Ton, der ihr eigen war.

„Er ist wieder fort?“ fragte die Dauphine mit einer Abneigung verratenden Ungeduld.

Die Gräfin verneigte sich stumm. — — —

Den Marquis de la Haie sah das Schloß nicht mehr. Er nahm Kriegsdienste. Die Schlacht bei Minden endete sein Schuldbewußtsein, seinen Schmerz und sein Leben.

— Ende. —

„Die Leute von Seldwyla.“

Zu Dora Hauths Keller-Bildern.

Es ist auffällig, wie wenige darstellende Künstler sich an Gottfried Kellers Werke herangewagt haben. Und doch wären sie wie keines andern Dichters Werke zur Illustrierung geeignet. Ernst Würtenberger legt dies überzeugend dar in der Gottfried Keller-Festnummer des „Basiliak“ (Literarische Wochenbeilage der Nationalzeitung). Er exemplifiziert mit dem „Grünen Heinrich“; aber ebensogut könnte er dies tun mit den „Leuten von Seldwyla“, mit den „Zürcher Novellen“, dem „Sinngedicht“ und dem „Martin Salander“. Ueberall stößt der Illustrator auf eine Fülle darstellbarer Situationen, deren Umwelt zudem der Dichter mit seiner genialen Erfindungsgabe auf das eingehendste und liebevollste ausgestattet hat. Die hier vorliegenden Tuschzeichnungen Dora Hauths (Entwürfe zu Postkarten) können als Stichproben hierfür gelten.

Die Künstlerin hat sich allerdings ihre Zeichnungen nicht als Buchillustrationen, sondern als selbständige Bildchen gedacht, die ihren Stoff mit kühnem Griff den bekanntesten Stücken der Novellensammlung die „Leute von Seldwyla“ entnehmen. Und zwar greift sie — wie aus unseren Reproduktionen ersichtlich ist — mit Vorliebe die grotesk-humoristischen Vorstellungen und Situationen heraus, wobei sie ihrer Phantasie freie Zügel läßt.



Dora Hauth: Die drei gerechten Kammacher.

Es gereicht uns zum Vergnügen, diese „fruchtbaren Momente“ aus den „Leuten von Seldwyla“ uns zu gegenwärtigen. Da ist Pantraz der Schmoller mit Estherchen, seinem Schwesterchen, beim Mittagstisch. Dieser Pantraz ist ein vierzehnjähriger Bube, verwöhnt von der schwachen Mutter; er ist stets unzufrieden mit sich und seinen Leuten, die er tyrannisiert mit seinen Launen und seinem unverbesserlichen Schmollen, das er wie ein Virtuose seine Kunst betreibt; morgens liegt er lang im Bette, liest in seinem zerrissenen Geschichts- oder Geographiebuche und läßt sich von Mutter und Schwesterchen bedienen wie ein kleiner Indianer. Eines schönen Morgens läuft er draus und davon in die Fremde, woselbst er als Legionär durch eine schwere Schule muß, um endlich, nachdem ihn die schlimme Erfahrung mit der dummschönen Generalstochter Lydia und ein aufregendes Löwenabenteuer von seinem Schmollen befreit haben, als Oberst und gemachter Mann zurückzukehren. An sich selbst und Schwester Regula und die früh verwitwete eigene Mutter mag Keller gedacht haben, als er seinen Pantraz schrieb. Aus seiner eigenen Jugenderinnerung stammt die von Dora Hauth festgehaltene köstliche Tischszene: Zwischen Pantraz und Estherchen steht die große Schüssel mit dem dicken Kartoffelbrei, den die Mutter mit brauner Butterbrühe übergossen hat. Estherchen gräbt mit seinem runden Löffel allerhand künstliche Stollen in das Kartoffelgebirge und sucht die gelbe Butter auf ihre Seite zu leiten, vergreift sich wohl auch mit kühnem Löffel und mit lachenden Augen in des Bruders gefüllten Gruben, bis dieser schmollend den Löffel wegwirft, so daß die Mutter gut machen muß, indem sie die Schüssel neigt und mit ihrer eigenen Butter die Kanäle und Teiche der Kinder füllt

Da ist Züs Bünzlin mit ihren famosen Verehren, den drei gerechten Kammachern. Wem ständen sie nicht unauslöschlich in Erinnerung! Jobst, der Sachse, wie er fleißig und sparsam seinen Schatz unter den Fliesen des Kammerbodens aufnet, wie er das geplättete Hemd und Vorhemd auf flacher Hand heimträgt, sich besinnt, ob er das alte noch eine Woche länger tragen will, wie er am Sonntagnachmittag mit andern Seldwylern „Herumständern“ in den Neubauten vor dem Städtchen herumstöbert, wie er wie ein Streichholz im Bett liegt neben

den beiden Mitgesellen und einen Burzelbaum schlägt im Bett, das ihm allein gehört usw. Dann kommt Fridolin, der Bayer, ins Haus, Jobst's vollkommener Doppelgänger, und kommt Dietrich, der Schwabe, der mit seinem abenteuerlichen Plane, den beiden Mitgesellen durch die Verbindung mit Jungfer Züs Bünzlin und ihrem Gültbrief den Rang abzulaufen, die zwei Burschen ganz aus dem Konzept bringt. Ja, diese Züs Bünzlin! Ein wahres Kabinettsstück von Einfalt, Aufgeblasenheit und Selbstgerechtigkeit! Unvergleichlich ist Züs Bünzlin's ladierte Lade mit den hundert Siebensachen darin, z. B. dem Kirschlern mit dem darauf geschnittenen Leiden Christi, und der chinesische Tempel auf ihrer Kommode und die kunstvolle Seifengalerie und die Bücherei mit dem „Erbauungsbuch auf alle Tage des Jahres für denkende Jungfrauen“ u. u.! Dora Hauth's Bildchen erzählt uns davon, wie Züs die drei zudringlichen Werber mit sanfter Gebärde in Abstand hält. Sie macht im stillen mit sich aus, wie sie den jüngsten und flinksten, aber bargeldlosen Gesellen beim entscheidenden Wettkaufe hintanhaltend könne. Ihre verblühte Schönheit läßt nicht ahnen, welch verführerischen Ränkespieles sie fähig ist und daß sie zuletzt selber das Opfer ihres feinen, zu feinen Spieles wird.

Mit köstlicher Sicherheit hat die Künstlerin dagegen die entscheidende Situation, die „merkwürdige Wendung“, der Novelle „Der Schmied seines Glückes“ getroffen. Dem ungeschickten Glückschmied John Kabys zeigt der glückliche Adam Lithumlei den munteren Stammhalter, der seinerseits mit vielagendem Augenaufschlag den verblüfften, aus allen Glückshimmeln gefallenen „Adoptivbruder“ begrüßt, während die „Dame mit dem angebissenen Dörtchen“ ganz unschuldig im weichen Wochenbette schlummert.

Weniger zutreffend behandelt der vierte Entwurf die Schlußsituation der Meisternovelle „Kleider machen Leute“. Der falsche polnische Graf ist auf jener so glorreich begonnenen und dann so schmählich endenden Fastnachts-Schlittenfahrt durch den boshafte Nebenbuhler Böhi entlarvt worden. Er hatte sich todunglücklich aus dem Kreise der Lacher, Spötter und von der Seite des in Scham erstarrten Rettchens weggeschlichen, um draußen im Winterwalde den Tod zu suchen. Rettchen, aus ihrer Erstarrung erwacht, fährt ihm nach mit dem Schlitten, findet ihn im Schnee liegen, rettet



Dora Hauth: Der Schmied seines Glückes.

ihn, versöhnt sich mit ihm und beschließt, den Spöttern zum Trost, den Schneider zu heiraten. Wenzel Strapinski ergreift die Zügel der Pferde und „Nettchen lehnte sich so zufrieden an ihn, als ob er eine Kirchensäule wäre“. Solchermaßen fest entschlossen, zueinanderzustehen und mit eigenen Händen das Glück zu bauen, kutschieren sie Seldwyla zu, allwo sie nach solenner Hochzeit sich niederlassen, ein Tuch- und Maßgeschäft gründen, es zu Blüte bringen und den Seldwylern zeigen, was innere Tüchtigkeit ist. Die Geschichte schließt also viel positiver und wirklichkeitsmäßiger, als Dora Hauths Phantasie es wahr haben will.

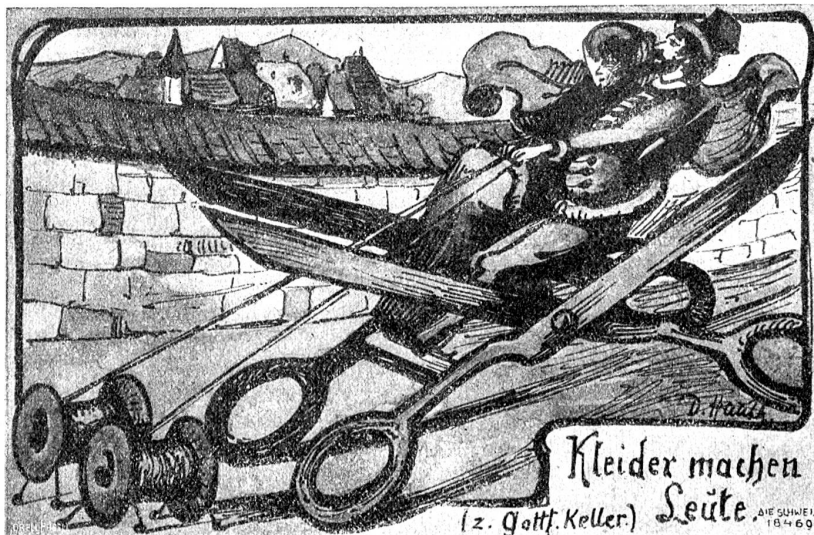
Ueberhaupt sind die „Leute von Seldwyla“ voll des schönsten und blühendsten Lebens, und hundertfach fänden darstellende Künstler hier ihre Motive. Wir erinnern nur an die Landschaft in Kellers duftendster und gefühlstiefster Novelle, in „Romeo und Julia auf dem Dorfe“. Doch möchte man dieser blühenden Romantik einen Illustrator zum mindesten in der Währung eines Ludwig Richter oder Moriz von Schwindt wünschen. Der Schweizer Künstler, der Kellersche Poesie am reinsten und sichersten erfasst, der auf dem Goldhintergrunde wärmsten Fühlens all den Reichtum der Kellerschen Kleinwelt mit der gläubigen Liebe und dem fröhlichen Humor des Lebenbehahers hingemalt hätte, Albert Welti, weilt nicht mehr unter den Lebenden. Es ist eigentlich verwunderlich, daß Welti nie auf den Gedanken kam, Keller zu illustrieren. Gewiß, hätte uns sein kongenialer Zeichenstift einen auf alle Zeiten hinaus kostbaren „Grünen Heinrich“ geschenkt; klingt doch die Landschaft in seinem Bilde „Die drei Königstöchter“ die gleichen poesievollen Töne an wie die im Kapitel „Anna“ des Kellerschen Romans, und welch ein wunderbares Schachkästchen er aus Kellers Märchen „Spiegel, das Kätzchen“ mit seinem Hexen- und Teufelsputz gemacht, das wagen wir uns aus Wehmut nicht auszudenken!

H. B.

Gottfried Keller und Jeremias Gotthelf.

Von Otto v. Grenerz. (Schluß.)

Mit Gotthelf war es anders. Er hatte sich, wie Keller, „von Anfang an entschieden unter die freisinnige Fahne



Dora Hauth: Kleider machen Leute.

gestellt“ und die Juli-Revolution mit Begeisterung begrüßt; auch bekannte er sich noch 1841 (in einem Briefe an Hagenbach) zu ihr. Aber einer politischen Partei schloß er sich nicht ausdrücklich an. Er war nicht etwa antiradikaler Parteimann in dem ausschließlichen Sinne, wie Keller eine zeitlang antikonservativer Parteimann war. In der Vorrede zu seinem politisch tendenziösesten Buche, dem Zeitgeist und Bernergeist (von 1849—51), verwahrt er sich gegen die Deutung, als bekämpfe er mit dem Radikalismus auch die ehrlichen Radikalen, „welche nicht zur Sekte gehören“. „Ihren Ansichten,“ sagt er, „wenn wir sie auch nicht teilen, räumen wir ihre Berechtigung ein.“ Gegen die „Sekte“ ist das Buch geschrieben, d. h. gegen die mit dem politischen Radikalismus verbundene und verquickte, schwer von ihm zu trennende Lebens- und Weltanschauung, welche die christliche Freiheit und damit nach seiner Ueberzeugung das Volksglück bedroht. Im Kampf gegen diesen Feind hat Gotthelf sich zu Ausfällen und Zwischenreden hinreißen lassen, die der Schönheit seiner Werke oft Abbruch tun; auch hat er seine Anschuldigungen mehr als billig verallgemeinert. Aber auch Keller hat diesen Gefahren eines kämpferischen Geblüts nicht immer abgesehen; seine politischen Zeit- und Streitgedichte (Apostatenmarsch, Lied vom Schuft, Jesuitenzug und dergleichen) atmen unversöhnlichen Parteigeist, und die Verhöhnung der reformerischen Predigt im „Verlorenen Lachen“ ist von dem possenhaften Zug nicht freizusprechen, den Keller an den satirischen Charakterzeichnungen Gotthelfs verpönte. Vor größeren Entgleisungen allerdings bewahrte den Zürcher Dichter ein geläuterter künstlerischer Geschmack, wie er dem viel naiver schaffenden Gotthelf abging. Beide waren durch ihr leidenschaftliches Temperament der Versuchung zu parteilicher Subjektivität ausgeleitet; wenn aber einer von ihnen das Zeugnis einer rückhaltlosen Enthüllung seines Innern, ja den Vorwurf einer zu weit getriebenen Ehrlichkeit verdient, so ist es Jeremias Gotthelf. Er war so wenig „zugeknöpfter Pfarrherr“, daß man aus seinen Schriften den ganzen Menschen mit all seinen Menschlichkeiten glaubt herauslesen zu können. Niemals hat er die pfarrherrliche Würde herausgekehrt oder zu wahren gesucht. Im Gegenteil, er warf sie jeden Augenblick hin, weil er sie jeden Augenblick wieder an sich nehmen konnte. Wann hätte seit Sebastian Sailer



Dora Hauth: Spiegel, das Kätzchen.